

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **27 (2020)**

Heft 306

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Perspektiven

«Arrivo con la mascherina verde»: Die erotische Flaschenpost aus Rom, wo die Bars und Restaurants um sechs schliessen. Von Eva Zuberbühler

42

Gesundheit oder Tod: Was das Sterben mit dem Leben zu tun hat. Und wie uns die Pandemie herumwirft zwischen Krisenmanagement und letzten Sinnfragen. Von Rolf Bossart

44

40 Jahre Frauenhaus St.Gallen: Die Mitgründerinnen Elisabeth Bossart und Luce Iten und die aktuelle Leiterin Silvia Vetsch im Interview. Von Marion Loher

47

Auf dem Weg zum performativen Haus: Mehr Abwechslung und Fantasie sind gefragt. Wohin geht der Wohn-Trend? Von René Hornung

50

«ARRIVO



CON

LA



Liebe Saitenleser*innen

Vor mir stehen ein Cappuccino und ein Cornetto alla marmellata. Während ich euch diesen Brief schreibe, sitze ich in Rom mit Blick über den Campo dei Fiori. Jeden Tag findet hier ein Markt statt, die Händler versuchen, ihr Gemüse an die Passantinnen zu verkaufen. Das scheint schwer, es schlendern nur vereinzelte Personen über den Platz. Rom ist angenehm leer.

Ich bin nun seit drei Wochen in der «ewigen Stadt». Meine Wohnung liegt wenige Schritte hinter dem Markt. Die Sonne strahlt jeden Tag ihr Herbstlicht in die Gassen und über die Plätze. Um sechs schliessen die Bars und Restaurants und das Leben verschiebt sich auf die Strassen und hinter die Mauern. Was ich in «Bella Italia» mache? Leben. Entdecken. Cello üben. Schreiben. Arbeiten in der Werkstatt: Drucken. Mich ausdrücken über Worte, mit Farben. Ohne Druck, ohne konkrete Vorstellung vom Ziel einfach frei der Spur nachgehen.

Schriebe ich eine richtige Flaschenpost, würde ich sie in den Tevere werfen. Bald schon schwämme sie im Salzwasser.

Mit der Vespa sind es nur gut fünfzig Minuten bis zum Mittelmeer. Der Fluss ist mein Garten. Ich wohne fünf Minuten vom Tevere entfernt und besuche ihn täglich. Er ist meine Konstante.

Eine Flaschenpost verschickt man im Wissen, den Empfänger nicht zu kennen. Man weiss ungefähr, wo sie ankommen könnte, die Richtung ist vorgegeben. Wie lange sie schwimmt und wer sie rausfischt, ist nicht in der Hand der Senderin. Ein Brief an Unbekannt. Was schreibt man da? Eine Geschichte?

INCONTRO

«Arrivo con la mascherina verde» – «A presto allora», antwortete ich und machte mich auf den Weg. Zu Fuss sind es bis zur Piazza della Repubblica mehr als dreissig Minuten. Ich hatte es unterschätzt. «Sono in ritardo.» Wie immer, warf ich mir vor und beschleunigte meine Schritte. Die Luft war angenehm warm und ich zog meine Jacke aus. Er würde schon warten. Ich eilte die letzten Schritte die Via Nazionale hoch. Wir erkannten uns sofort. Er lehnte an einer Säule. Gross war er und dunkelhaarig. Ich schwitzte unter der

Maske. Seine hatte tatsächlich ein schönes Waldgrün. Ich musste lachen. So abstrus erschien mir die Situation. Das brachte ihn etwas aus dem Konzept. «Ho una idea.»

Er entfernte sich mehr als die nötigen eineinhalb Meter und zog die Maske aus. Ich tat dasselbe. Dann zogen wir sie wieder an und schlenderten Arm in Arm durch die Gassen. Er zeigte mir sein Lieblingskaffee und er erzählte von seinem Tag; Sportwetten, Fussball, ich verstehe nichts davon. Ich fühlte mich von ihm angezogen. «Dein Beruf ist Wetten?» Als ich wieder lachte, wurde er ernst. «Questo è un lavoro serio.» Anscheinend hatten sie nun auch die Wettbüros geschlossen. Das sei ein Problem, da das Onlinegeschäft viel mehr Risiko beinhalte. Früher war er freischaffender Schauspieler; später führte er Touristen durch die Stadt. Jetzt braucht es ihn in beiden Branchen nicht. Seine Fragen zielten immer wieder auf meine Gesundheit. «Hai sintomi?», erkundigte er sich, während wir eng umschlungen in der Gasse standen. Er hatte den Lockdown im März alleine in seiner Wohnung verbracht. Seither meidet er Bars und grosse Menschenansammlungen. Wahrscheinlich wird am Sonntag ein weiterer Lockdown verkün-



det, meinte er. Er hatte Angst, das war unüber-spürbar. Er fragte, ob ich zu ihm käme. «Non oggi.» Ich kannte diesen Mann erst zwei Spa-zierstunden. Ich wollte nicht zu ihm nach Hause.

Auf meinem Nachhauseweg beobachte- te ich lange die Vogelschwärme am Himmel. Sie fliegen zu Hunderten über dem Fluss. Sie bilden organische Formen, die sich verzie- hen, verdichten, überschneiden, aus dem Blickfeld verschwinden, um wieder aufs Neue hinter den Bäumen aufzutauchen. Nie fliegen sie ineinander. «Verkehrsunfälle» gibt es bei den Vögeln nicht. Versammlungsbegrenzung, Abstandsregeln und Tanzverbot betreffen sie auch nicht. Ich beneide sie. Als ich die Vögel zum ersten Mal tanzen sah, fühlte ich mich wie eine der Marmorstatuen, die in dieser Stadt überall stehen: eingefangen in meiner lebendigen Bewegung.

Ich kochte mir gerade einen Kaffee, da blinkte mein Telefon. «Ci vediamo stasera?» Er hatte in den letzten Tagen oft geschrieben. «Für einen Abendspaziergang», antwortete ich. Für Unbekannte gibt es nach sechs nicht mehr viele andere Möglichkeiten. Diesmal kam er in meine Richtung, Torre di Largo Ar-

gentino. Ich lief die Strasse hoch, vorbei am Marronistand und dem Blumenkiosk. Ich bog um die Ecke und sah die leuchtenden roten Buchstaben des Buchladens, wo wir uns verabredet hatten. Diesmal wartete ich. «Eccomi.» – «Ciao.» Ich spürte ein Ziehen weit un- ten im Bauch. Wieder kam sein Gesundheits- check. «Hattest du die Maske an, als der Hauswart vorbei kam?» Er war diktiert von dem Virus und ich langsam genervt.

Wir waren mittlerweile auf der Piazza Navona und standen vor der Kirche Sant' Agnese. Ich hob meinen Kopf und schaute nach oben. Ein Freund hatte mir einmal geraten: «In Rom solltest du den Blick nicht auf den Boden richten. In der Höhe findest du die schönen Dinge.» Recht hat er. Ich betrachtete Agnese auf dem Kirchendach. Die Frau, die eine Zwangsheirat verweigerte und zur Stra- fe nackt an den Pranger gestellt wurde. Es sei ein Wunder; erzählt die Legende; ihre Haare seien so schnell gewachsen, dass sie sich da- mit bedecken und vor den Blicken schützen konnte. Sie wurde heilig gesprochen.

Wieder verloren wir uns in einer Gasse, meine Hüfte an seiner, seine Hände auf Wan- derschaft. «Hai paura di me?», fragte er

mich. Als ich die Türe aufschloss, zogen wir die Masken aus. Das war seltsam – befreiend, und doch ungewohnt nah. Wir kannten uns nur wenige Augenblicke ohne Maske. Ich kochte einen Tee, er schaute sich die Wohnung an. Plötzlich stand er hinter mir. Wir zogen uns aus. Seine Lippen suchten meine Haut. Ich zog ihn an mich. «Mi dispiace». Ich schaute ihn überrascht an. Er sei seit Wochen keinem Menschen mehr so nahe gewesen ohne Maske. Es war ihm nicht wohl. Er schämte sich. Er wolle die Maske wieder anziehen. Ich schloss die Augen. Wir lagen noch eine Weile auf dem Bett und redeten, der nackte Mann mit der grünen Maske und ich. Dann ging er, um zehn war Sperrstunde.

Ich stecke den Brief in die Flasche, blicke über die Piazza und bin froh, hier zu sein. Ich bestelle die Rechnung und gehe Richtung Tevere.

Cari Saluti,
Eva

Eva Zuberbühler, 1988, ist in Rehetobel aufgewachsen und lebt zurzeit in Zürich. Sie arbeitet als Textil- designerin bei kollektiv vier.

GESUNDHEIT ODER TOD – ODER WIE RELIGIÖS IST UNSER GESUNDHEITSWESEN?

Was das Sterben mit dem Leben zu tun hat. Und wie uns die Pandemie herumwirft zwischen Krisenmanagement und letzten Sinnfragen. Von Rolf Bossart

Der St.Galler Regierungsrat Bruno Damann hat Anfang November für Empörung gesorgt. Seine Aussagen zu Corona im «St.Galler Tagblatt» führten gar zu Rücktrittsforderungen der Juso. Damann sagte: «Man soll die Todesfälle nicht überbewerten. Sterben gehört zum Leben. Unsere Gesellschaft hat verlernt zu sterben.» Und: «Die Geschichtsschreibung wird zeigen, ob Corona schlimmer als eine Grippe ist.»

Es stellt sich natürlich die Frage, warum er das so gesagt hat, da er doch wissen musste, in welchem Kontext er diese Äusserung machte, und dass es der Kontext ist, der die Botschaft formt und nicht die Absicht. Ebenfalls wäre zu fragen, warum die Juso aufgrund von verstreuten streitbaren Äusserungen Rücktrittsforderungen an bürgerliche Politiker adressiert. Wollten wir das Richtbeil schwingen, so müssten wir der Juso positiv unterstellen, dass sie das politische Handeln von Damann die letzten Monate genauestens analysiert und es als skandalöser eingestuft hat als dasjenige anderer bürgerlicher Regierungsräte, und seine Äusserungen zu Corona also nur den Tropfen bilden, der das Fass zum Überlaufen bringt. Gleichzeitig müssten wir dann auch Damann positiv unterstellen, dass seine Äusserungen nicht einem rabenschwarzen Unbewussten oder einem eiskalten Sparkalkül entsprungene, unkontrolliert an die Oberfläche geschwemmte Frechheiten sind, die auf eine geheime Agenda verweisen, sondern einer privaten, der Noch-C-Partei würdigen christlichen Reflexion entspringen und also trotz des zugespitzten Kontexts einfach nur wörtlich gemeint sein könnten.

Wie dem auch sei. Der alten Regel, dass sich in der Haltung zu Tod und Sterben immer auch die Haltung zum Leben zeigt, entkommen weder Damann noch die Juso noch wir alle.

Kein Tod ist auch keine Lösung

Nachdem der Schweizer Historiker Jakob Burckhardt die Haltung der alten Griechen zum Tod in vielen Beispielen dargelegt hatte, konnte er resümierend feststellen, dass ein solches Volk das Leben keineswegs überschätzte. Euthanasie für Alte und Kranke war

weit verbreitet. Platon schimpfte über Ärzte, die ihre Kunst an unheilbar Erkrankte verschwendeten, die Stadt Massalia bat die Lebensmüden vor ihren Rat und erlaubte den Suizid aus zwei Gründen: anhaltendes Leid und hartnäckiges Glück. Warum Letzteres? Um den maximal Glücklichen das als tiefe Demütigung empfundene Leid zu ersparen. Die Stoiker priesen den Tod als Erlösung aus dem unsicheren und von Leid zerrissenen Leben, aus der «Widersprüchlichkeit unserer Sinne und der Knechtschaft des Fleisches», wie es bei Marc Aurel heisst, mit der ganzen daraus resultierenden Leibfeindlichkeit. Gegen diese Todesverherrlichung opponierte Epikur und kürzte den Tod in seiner berühmten Formel elegant aus dem Leben heraus: «Was, solange wir sind, nicht ist und erst da ist, wenn wir nicht mehr sind, muss uns nicht ängstigen», also sollen wir die Stunde nutzen und den Tag geniessen. Während dort der Tod alles ist und die Gegenwart nichts, verschwindet er hier ganz und die Gegenwart ist alles.

Was wie ein Gegensatz aussieht, verrät dieselbe Denkungsart. Tod und Leben sind hier radikal verschieden, das eine darf mit dem anderen nichts zu tun haben, das Leben wird nicht als Spannungszustand in Zeit und Raum erfahren, sondern wird zu einem Punkt komprimiert, zum Augenblick – des Todes oder der Gegenwart. Und nicht von ungefähr waren sich beide Philosophenschulen in der Verachtung der Massen einig, die nicht umhin kamen, den eigenen Tod zu fürchten und den der anderen zu beklagen. Die Religionen haben immer wieder versucht, diesem dualistischen Denken zu entkommen und eine Balance zu finden, die den vielfältigen Spannungen des menschlichen Lebens zwischen hier und dort, gestern und morgen, Lust und Leid, Natur und Nichtnatur, Sein und Nichtsein oder Erfahrung und Imagination irgendwie gerecht wird. Doch wie die Religionsgeschichte zeigt, ist die Balance nicht immer geglückt.

Namentlich das Christentum vermischt das griechische «gnothi sauton» (Erkenne, dass du ein Nichts bist) mit der jüdischen «Fülle des Lebensalters» und bastelte daraus die Sehnsucht nach dem Jenseits, in dem es erst Erhöhung, Erlösung und Erfüllung geben kann. Gegen die christliche Instrumentalisie-

zung des Jenseits und die daraus resultierende Weltverachtung und Fatalität erhoben in der Neuzeit die erwachenden Wissenschaften ihren Einspruch und machten sich daran, den Himmel wieder auf die Erde zu holen. Was die Deutungshoheit über das Leben betraf, löste die Medizin die Theologie ab.

Die Leiche gehört den Lebenden

Am Anfang dieser Wachablösung steht – *Medicus* lässt grüssen – der Kampf um die Leiche. Dieser führt von der Einbalsamierung des toten Jesus im Grab und dem Berührungsverbot («Noli me tangere!») des von den Toten Auferstandenen im Johannesevangelium über die Freigabe der verlorenen Seelen zur Sezierung und die Verlegung aller TV-Krimis in die Leichenhallen der Gerichtsmedizin bis zur kürzlich erschienene *Ode an die Organspende* von David van Reybrouck, wo es heisst: «Wenn ich später nicht mehr bin und auf dem Stahltisch liege, zöger nicht, mach deinen Job und ernte mich, ja ernte mich, pflück mich leer wie im Mai Amseln einen Kirschbaum.»

Die Heiligung des toten Körpers in öffentlichen Bestattungsriten und kollektiven Tabus wird hinfällig mit dem Schwinden des Glaubens an ein Nachleben der Toten, an ein Leben nach dem Tod, an den Tod als Übergang. Die Toten sind verloren, die Leiche gehört jetzt den Lebenden. Sie wird zum Ausgangspunkt des medizinischen Fortschritts, in ihr steckt die Wahrheit über jedes Verbrechen und Versagen, sie ist Richterin und Rächlerin und schliesslich Quelle neuen Lebens für andere. Die Verdiesseitigung und Nutzbarmachung der Leiche ist das Symbol der modernen Zurichtung des Todes zum blossen Endpunkt des Lebens. Der Tod ist nicht mehr die Spannung von maximalem Schmerz und letzter Hoffnung. Er lehrt nichts mehr, er wandelt nichts mehr, er führt zu nichts mehr hin, er hat nichts weiter zu verkünden als die momentane Grenze des ultimativen Erlösungsversprechens der Technik.

Alle Hoffnung auf Ewigkeit, Gerechtigkeit, Erlösung und Vollendung hat nun das Leben allein zu tragen und wird darob zum absoluten Gut. Die medizinischen Ratgeber werden zum Katechismus und auch zur Zielscheibe der Religionskritikerinnen und Sektierer. Blasphemisch und gefährlich sind nicht mehr Gottesverachtung oder der Spott auf den Gottesdienst, sondern die Geringschätzung der Gesundheit und die öffentliche Zurschaustellung eines ungesunden Lebens. Der Hass auf die Eliten und der Widerstand gegen die von oben sanktionierte Wahrheit gilt nicht mehr den Priestern, sondern den Ärztinnen und Wissenschaftlern. Das tiefe Misstrauen gegen die Ärztinnen und Ärzte, wie es etwa der alte und schwer kranke Gilles

Deleuze kurz vor seinem Tod formulierte, verweist auf die unheimliche Lücke zwischen Wissen und Behauptung und zwischen Können und Versprechen, die in der modernen, technisierten Medizin klafft. Durch diese Lücke werden die Ärztinnen zu tragischen Zerreisfiguren, die angesichts des Todes immer hinter den Versprechungen des endlosen Fortschritts, ohne die sie nicht wären, was sie sind, zurückbleiben müssen.

Denn weil das Leben endlich ist, zeigen sich am Ende ungeschminkt die grossen Widersprüche der Religion des Lebens ohne Tod. Etwa das seltsame Paradox, dass man einerseits den eigenen Tod mit allen Mitteln hinauszuzögern sucht und sich gleichzeitig bis hin zur Heroisierung der Sterbewilligen und ihrer Helferinnen um die Normalisierung des vorbereiteten Alterssuizid müht. Oder dass man, um das Leben als höchstes Gut zu verstehen und zu würdigen, zunehmend nur noch zu biologischen und naturalistischen Metaphern und Modellen greift, aber gleichzeitig mit allen Mitteln gegen die natürliche Sterblichkeit kämpft und die natürlichen Grenzen des Lebens ausweiten will. Dass man, wie jüngst bei den Triagebestimmungen für Engpässe auf den Intensivstationen, problematische Kriterien wie «Gebrechlichkeit» beziehungsweise Fitness einsetzen muss, um rettenswerteres von etwas weniger rettenswertem Leben zu scheiden, während man sich gleichzeitig an anderen Fronten wehren muss gegen Forderungen von Altersgrenzen für operative Eingriffe und lebensverlängernde Massnahmen. Oder dass den schier unendlichen Ressourcen, die der Spitzenmedizin ihre Erfolge im Kampf gegen den Tod der Einzelnen ermöglichen, die oft zu knappen Ressourcen in der Pflege der vielen gegenüberstehen.

Der Gott der Gesundheit und das Kapital

Was nun die Coronapandemie betrifft, so hat diese einerseits die Stärke und Grösse der Lebens- und Gesundheitsreligion eindrücklich unter Beweis gestellt. Die Massnahmen der Gesundheitsministerien auf der Basis von Prognosen der Wissenschaft haben phasenweise die Logiken der Ökonomie ausser Kraft gesetzt und ihr die Deutungshoheit streitig gemacht. Teils real, teils wenigstens mit gutem Willen stand und steht plötzlich der Schutz allen menschlichen Lebens vor der Logik des Kapitals. Doch insofern das Kapital ja nur zum totalitären Prinzip werden konnte, das über Leichen geht, weil es nebst den Profiten auch den Notwendigkeiten des irdischen Lebens dient, fällt das Resultat des Kampfes zwischen medizinischer und ökonomischer Logik zwiespältig aus. Denn wo die Menschen nicht wie in der Schweiz von einer durch staatlich kollektivierten Ausbeu-

tungsprofite gepolsterten Volkswirtschaft geschützt werden, muss der Schutz vor Corona mit der Verarmung breiter Bevölkerungsschichten erkaufte werden.

Doch öfter als man glaubt, fallen die zwei Logiken sowieso zusammen, wie man bei den Milliardengeschäften mit den noch nicht entwickelten Impfstoffen sehen kann. Des Weiteren haben sich die EU-Staaten sowohl im Namen des Schutzes der eigenen Bevölkerung als auch im Namen des eigenen Haushalts gerade geweigert, von ihren eigenen Corona-Impfstoffbudgets zwei Milliarden für arme Länder bereitzustellen. Chinesische Anbieter, deren Testphasen jegliche ethischen Standards ausser Acht lassen, werden das Loch gerne stopfen. Der Gott der Lebens- und Gesundheitsreligion hat ein Janusgesicht. Er lächelt hier mit der Schutzmaske und grinst dort als goldenes Kalb.

Die Coronapandemie hat diesen Gott nicht geschaffen, er hat in ihr aber an Anerkennung und daher auch an Zwiespältigkeit zugelegt. Er beerbt einerseits die alte jüdisch-christliche Maxime, dass keiner verloren gehen soll und dass die Letzten die Ersten sein werden, und verdrängt gleichzeitig das Nichtwissen seiner Wissenschaft, den Preis seiner Schutz- und Heilhandlungen und dass er also weder etwas umsonst machen noch überhaupt aus der Unendlichkeit des irdischen Lebens etwas Sinnvolles zu schöpfen wüsste – wenn diese Unendlichkeit denn Tatsache würde. Die Leichenwagenkolonnen von Bergamo lösten insofern nicht nur einen Schock der Anteilnahme und der Angst aus, sondern erinnerten uns möglicherweise auch an das Tabu der Religion des ewigen irdischen Lebens, dass sie nämlich keine Antwort auf den Tod hat und auch keine zu geben bereit ist.

Was aber haben wir nun damit gewonnen, wenn wir das Verhältnis unserer Gesellschaften zur Gesundheit und zum Leben mit den Kategorien der Religion beschreiben? Zunächst, dass wir das Unbehagen in gewissen Debatten und Handlungen, die uns übertrieben oder irrational erscheinen, nicht nur als Entgleisung, sondern als nachvollziehbaren Protest gegen die oben beschriebene Lücke zwischen Heilsversprechen und Heilsperspektiven moderner Gesundheitspolitik lesen können. Zweitens erlaubt es eine Unterscheidung zwischen Dingen, die man sogenannte faktenbasiert kritisieren und diskutieren kann, und solchen, die an existentielle Probleme rühren und daher immer auch irgendwie Glaubensfragen sind.

Das bedeutet, dass die Massnahmen zur Förderung und zur Erhaltung der Gesundheit, gemessen an ihrem existentiellen Rang, nicht nur mit wissenschaftlicher Kritik, sondern auch religionskritisch zu bewerten sind. Zum Beispiel ist dringend zu analysieren, inwiefern Definitionen wie diejenige der WHO

von 1948, wonach Gesundheit als «Zustand vollständigen, physischen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur als Abwesenheit von Krankheit oder Schwäche» bezeichnet wird, implizit jegliche Art von Krankheit zu einem Ort der Verderbnis machen und als «gesund» nur noch gelten lassen, wer gleichzeitig vollständig glücklich ist. Eine Gesundheitspolitik jedenfalls nach den Massgaben dieser Definition muss automatisch Erwartungen erfüllen, die sonst nur an Gott gerichtet sind.

Ein Hoch auf die Zwischentöne

Zwar wird weder durch Corona der ganze Gesundheitsbegriff zum Katastrophenszenarium umgearbeitet, noch werden die jetzigen Massnahmen automatisch zum ständigen Repertoire staatlicher Gesundheitspolitik. Aber andererseits besteht durchaus die Möglichkeit, dass einiges von dem geschieht. Dass zum Beispiel der Gesundheitsbegriff der Gesellschaft sich weiter verengt und die Wut über die Coronaleugner sich nach der Pandemie zum allgemeinen Hass gegen die Ungesunden und Unhygienischen verstetigt, die die geforderten Präventions- und Schutzmassnahmen nicht alle einhalten wollen beziehungsweise je nach Lebenslage und Armut auch nicht können.

Dieser Gefahr ist nur zu entkommen, wenn wir erstens einen Unterschied machen zwischen den jetzt notwendigen Massnahmen gegen diese spezifische Pandemie und dem allgemeinen, existenziellen Gesundheitsbegriff, der unbedingt wieder eine grössere Breite bekommen muss. Und zweitens sollten wir anerkennen, dass uns das ganze Corona-Jahr über die Trennung zwischen sachlichem Krisenmanagement im Alltag und letzten Sinnfragen nie ganz gelungen ist. Weswegen also Corona dann doch dieses berühmte Brennglas ist, durch das wir als Gesellschaft auf unser Leben und unsere Sterblichkeit schauen. Und wenn wir dort mehr sehen wollen als die realitätsarme Alternative «Gesundheit oder Tod», die uns die Religion des todlosen Lebens aufdrängt, sind wir aufgerufen, allen Zwischentönen Raum zu geben.

Insofern lautet die Parole für die nächsten Monate: Grossmut und Entschlossenheit. Entschlossenheit gegen das Virus und seine sozialen Folgen, Grossmut für alle möglichen Reaktionen und Emotionen der Menschen. Dürften wir noch singen, so hiesse das passende Adventslied zur Situation *Weil Gott in tiefster Nacht erschienen*. Dort heisst es in der letzten Strophe: «Schreckt dich der Menschen Widerstand, bleib ihnen dennoch zugewandt.»

Rolf Bossart, 1970, ist Publizist und Theologe in St.Gallen.

«WIR WURDEN ALS EHEZERSTÖRERINNEN BESCHIMPFT»

Drei Frauen, ein Anliegen: gewaltbetroffenen Frauen und Kindern zu helfen. Elisabeth Bossart und Luce Iten gehören zu den Mitgründerinnen des St.Galler Frauenhauses, Silvia Vetsch ist die aktuelle Leiterin. Im Interview sprechen die drei über den schwierigen Start vor 40 Jahren und wie sich Häusliche Gewalt bis heute verändert hat – aber auch darüber, weshalb nicht alle Frauen damals gut fanden, was sie taten. Interview: Marion Loher, Bilder: Hannes Thalmann

Saiten: Frau Bossart und Frau Iten, Sie haben vor 40 Jahren das Frauenhaus St.Gallen mitgegründet – mit dem Ziel, dass es irgendwann überflüssig ist. Wann wird es soweit sein?

Elisabeth Bossart: Das Frauenhaus braucht es noch lange. Ich glaube nicht, dass es in den nächsten Jahren oder Jahrzehnten überflüssig wird. Vor allem wenn man sieht, wie die Gewalt in der Gesellschaft zunimmt, und das betrifft auch Frauen in Partnerschaften.

Luce Iten: Die Menschen werden immer egoistischer und je egoistischer eine Gesellschaft ist, desto mehr Gewalt ist vorhanden, um sich durchzusetzen, sei es in Partnerschaften oder in Eltern-Kind-Beziehungen. Das Frauenhaus hat noch lange nicht ausgedient.

Mit der Eröffnung des Frauenhauses haben Sie damals ein Tabu-Thema öffentlich gemacht. Jahrzehntlang wurde die Gewalt an Frauen verschwiegen oder bagatellisiert. Wie waren die Reaktionen?

Bossart: Die Reaktionen waren massiv, vor allem auf der Strasse. Wir wurden als Ehezerstörerinnen beschimpft. Aber nicht nur von Männern, auch von Frauen, oft waren es bürgerliche Frauen.

Weshalb auch von Frauen?

Iten: Bei vielen war es damals so, dass der Mann das Oberhaupt der Familie war und sie selbst nichts zu sagen hatten, was auch durch das alte Eherecht zementiert wurde. Mit unserem Anliegen brachten wir ihr System, ihr Idealbild von Familie, ins Wanken. Das machte vielen Frauen Angst.

Bossart: Die meisten waren damals nicht erwerbstätig und abhängig vom Ehemann. Oft erduldeten sie Gewalt, auch auf Druck des Systems, weil frau sich einfach ruhig zu verhalten hatte. Da waren wir mit unserer Forderung, dass gewaltbetroffene Frauen aus solchen Ehen raus müssen, eine grosse Bedrohung für sie und ihr existenzielle Grundlage.

Sind Sie auch schon beschimpft oder gar bedroht worden, Frau Vetsch?

Silvia Vetsch: In den vergangenen fünf Jahren nicht. Als Leiterin des Frauenhauses bin ich vor allem im Hintergrund tätig und weiter weg von den Klientinnen. Davor arbeitete ich bei der Opferhilfe und war direkt in die Fälle involviert. Da kam es das eine oder andere Mal vor, dass ich beschimpft und auch bedroht wurde.

Wie sieht es bei Ihren Mitarbeiterinnen aus?

Vetsch: Wir versuchen, so gut es geht, unsere Mitarbeiterinnen zu schützen. Wir geben beispielsweise

keine vollständigen Namen oder Bilder von ihnen heraus. Auch die Adresse ist zum Schutz aller im Frauenhaus lebenden und arbeitenden Frauen und Kinder geheim.

Bossart: Die Sicherheitsvorkehrungen im Frauenhaus sind sehr gut. Aber ich hatte während meiner Zeit als Leiterin auch erlebt, dass es Männer gab, die trotz allem die Telefonnummer einer Mitarbeiterin oder die Adresse des Frauenhauses herausfanden und anriefen oder direkt vorbeikamen.

Gerade die Corona-Pandemie zeigt, wie wichtig das Frauenhaus noch heute ist. Während des Lockdowns im Frühling war es praktisch immer voll. Wie ist die Situation in der zweiten Corona-Welle?

Vetsch: Wir sind bereits seit Mitte Oktober fast durchgehend ausgelastet. Bei den Kindern haben wir an manchen Tagen sogar eine Überbelegung, das heisst, dass die eine Frau mit ihren Kindern am Montag austritt und eine andere mit ihren Kindern bereits am Freitag zuvor eintritt. Dann sind mitunter mehr als elf Kinder über das Wochenende bei uns und das ist ziemlich heftig. Aber es gab schon vor Corona immer wieder Zeiten, in denen das Frauenhaus voll war. Da konnten wir aber auf umliegende Frauenhäuser ausweichen. Das war in diesem Frühling nicht möglich, da die meisten selbst keine freien Plätze mehr hatten wegen der aussergewöhnlichen Situation.

Angefangen hat alles in einer Wohnung mit einer Beratungsstelle für Frauen. Schnell zeigte sich: Diese Anlaufstelle ist ein Bedürfnis. Wie ging es weiter?

Bossart: Die Informationsstelle Infra, bei der ich mitarbeitete, bot verschiedene Beratungen für Frauen an. Eine davon war für jene, die ungewollt schwanger wurden und nach Möglichkeiten suchten, die Schwangerschaft abzubrechen. Dies waren häufig Frauen, die körperliche oder psychische Gewalt oder beides erlebt hatten und deshalb das Kind nicht wollten. Daraufhin gründeten wir mit weiteren Frauen die Arbeitsgruppe «Gewalt gegen Frauen» und berieten vor allem misshandelte Frauen.

Iten: Wenn eine Frau zu uns kam, die nicht mehr nach Hause wollte oder konnte, brachten wir sie privat bei einer von uns unter. Bei mir wohnte einmal eine Frau während drei Monaten.

Bossart: Wir hatten auch noch eine kleine Wohnung im Osten der Stadt. An den Abenden und am Wochenende gingen wir oft dorthin und verbrachten Zeit mit den Frauen. Da wir aber alle berufstätig waren oder studierten, konnten wir dies auf die Länge nicht machen. Wir mussten eine grössere Unterkunft finden.



«Die Reaktionen waren massiv, vor allem auf der Strasse». Elisabeth Bossart

Iten: 7000 Franken hatten wir als Startkapital, das war praktisch nichts, davon sollte auch Elisabeth Bossart bezahlt werden, die wir als Sozialarbeiterin anstellen wollten. Trotzdem: Wir wussten, wir müssen etwas tun. Das war der Start des Frauenhauses.

Platz und Geld waren jahrelang knapp. Wie frustrierend war es, immer wieder um finanzielle Unterstützung kämpfen zu müssen, was auch heisst, immer wieder die Daseinsberechtigung zu legitimieren?

Bossart: Es gab damals keine öffentlichen Gelder für den Betrieb und keine gesetzliche Verpflichtung für die Gemeinden, den Aufenthalt einer Frau im Frauenhaus zu bezahlen. Deshalb musste ich regelmässig bei den Gemeindepräsidenten anknöpfen. Es gab solche, die das Problem erkannten und bezahlten. Die meisten aber blieben stur. Das war schon sehr zermürbend.

Iten: Einige Gemeindepräsidenten sagten kaltblütig: Die Frau soll nach Hause statt ins Frauenhaus, sie würden den Mann kennen, der sei doch ganz nett.

Bossart: Bei der Stadt St.Gallen mussten wir zunächst den Bedarf nachweisen, bevor wir uns überhaupt als Verhandlungspartnerin Gehör verschaffen konnten. Das war dann auch der Grund für mich und eine Studienkollegin, als Abschlussarbeit unserer Sozialarbeiterinnen-Ausbildung eine Bedürfnisabklärung in der Stadt St.Gallen zu machen. Zudem mussten wir unsere lose Gruppierung in einen Verein umwandeln, den wir «Verein zum Schutz misshandelter Frauen» nannten.

Gab es einen Punkt, an dem Sie ans Aufgeben dachten?

Bossart: In den ersten Jahren war es schon viel Arbeit und manchmal ist sie mir auch über den Kopf gewachsen, doch wir waren eine tolle Gruppe, wir unterstützten uns gegenseitig. Aufgeben kam für mich nie in Frage.

Iten: Für mich auch nicht. Wir hätten gerne noch eine zweite Sozialarbeiterin angestellt, doch das lag finanziell nicht drin. So übernahmen wir anderen Frauen die Nacht- und Wochenendschichten und das immer ehrenamtlich.



«Wir wussten, wir müssen etwas tun». Luce Iten

Heute macht die Finanzierung weniger Probleme. Seit 1998 ist sie im Sozialhilfegesetz des Kantons St.Gallen geregelt und seit Anfang 2020 ist dessen Revision in Kraft. Neu übernimmt der Kanton vollständig die Kosten eines Aufenthalts im Frauenhaus. Nur bei längerem Aufenthalt und geringer Gefährdung werden die Gemeinden zur Finanzierung herangezogen. Was bedeutet das für das Frauenhaus?

Vetsch: Der wichtige Schritt ist seit Anfang 2020 getan. Bis Ende 2019 hatten wir fünf Prozent Eigenleistung im Budget und mussten zusätzlich die ausserkantonalen Belegungen aufstocken. Letztere sind zwar bis heute nicht komplett kostendeckend. Insgesamt waren es etwa 120'000 Franken, die wir jährlich selbst generieren mussten. Für uns war das jeweils ein grosser finanzieller Lupf. Aber wir hatten in all den Jahren sehr treue Spenderinnen und Spender, seien es Private, Vereine, Kirchen oder Institutionen. Dies hat mir immer wieder gezeigt, dass die Wertschätzung unserer Arbeit in der Gesellschaft vorhanden ist. Mit der neu geregelten Finanzierung können wir diese Spenden nun direkt für die Frauen und Kinder verwenden und nicht mehr fast ausschliesslich für den Betrieb.

Wie hat sich die häusliche Gewalt und die Bedrohungssituation in den vergangenen vier Jahrzehnten verändert?

Bossart: Ich weiss nicht, wie sie sich verändert hat, ich weiss einfach, dass man heute mehr weiss. Als wir anfangen, gab es keine Studien zum Thema. Bei uns stand vor allem die körperliche Gewalt im Vordergrund. Heute gibt es viel mehr Informationen, auch darüber, wie unterschiedlich die Formen von Gewalt sein können. Ich erinnere mich an eine Frau, deren Mann überall in der Wohnung gelbe Post-it-Zettel aufgehängt hatte. Darauf stand, was sie darf und was nicht. So konnte er sie kontrollieren, auch wenn er nicht da war. Die psychische, aber auch die sexuelle Gewalt haben wir damals nicht so wahrgenommen, wie es heute getan wird.

Iten: Vielfach haben wir Frauen, denen psychisch oder sexuell Gewalt angetan wurde, dies gar nicht als Gewalt

empfunden. Es war ja schon immer so gewesen. Psychische und sexuelle Gewalt ist auch nicht so offensichtlich wie ein blauer Fleck oder ein gebrochener Arm.

Bossart: Verändert haben sich auch die Klientinnen. Wir hatten damals praktisch nur Schweizer Frauen, es gab keine Migrantinnen, vielleicht einmal eine Italienerin oder eine Spanierin. Heute decken die Klientinnen ein breites Spektrum von Nationen und Religionen ab.

Vetsch: Bei uns sind etwa zwei Drittel Migrantinnen und ein Drittel Schweizer Frauen. In den Frauenhäusern gibt es insgesamt mehr Migrantinnen, weil sie oft weniger Ressourcen haben als Schweizer Frauen mit ihrer Familie, den Freunden und dem Arbeitsplatz. Vergessen darf man dabei aber nicht: Nicht jede Migrantin ist mit einem Migrant verheiratet. Es gibt beispielsweise viele ausländische Frauen, die einen Schweizer Partner haben.

Die meisten Frauen kommen mit ihren Kindern ins Frauenhaus. Wie prägend ist für sie ein solcher Aufenthalt?

Vetsch: Am Anfang reagierten Kinder noch stark auf laute Stimmen oder Türen, die zugeschlagen werden. Dann entspannen sie sich langsam. Sie fühlen sich wohl, haben Gspänli und wollen gar nicht mehr weg. Bei Jugendlichen ist vor allem zu Beginn die Scham gross, doch auch für sie ist es eine Zeit, in der sie loslassen können. Jedes Kind, jeder Jugendliche hat seine eigene Bezugsperson im Haus. Das ist wichtig, da sich die Interessen der Kinder nicht immer mit jenen der Mutter decken. Die Kinder sind durch ihre Vorgeschichte geprägt, umso wichtiger ist es, dass sie bei uns eine ruhigere Zeit erleben können.

Der Aufenthalt im Frauenhaus ist begrenzt. Gibt es Frauen, die mit ihren Kindern zum Partner zurückkehren?

Vetsch: Das gibt es, aber nur etwa 25 Prozent. Der Rest orientiert sich direkt nach dem Aufenthalt neu. Was danach passiert, wissen wir nicht immer.



«Schon vor Corona gab es Zeiten, in denen das Frauenhaus voll war». Silvia Vetsch

Iten: Früher war das anders, da sind die meisten Frauen zu ihrem Mann zurückgekehrt. Die Chancen, allein durchzukommen, waren damals viel kleiner als sie es heute sind.

1995 gab es innerhalb weniger Monate zwei Mordversuche im und ums Frauenhaus. Hat es seither ähnliche Vorfälle gegeben?

Vetsch: Zum Glück nicht. Wir arbeiten eng mit der Stadtpolizei zusammen, und das Haus ist heute sicherheitstechnisch viel besser geschützt als damals. Das muss es auch sein, da es mit den sozialen Medien immer schwieriger wird, die Adresse geheim zu halten.

Was wünschen Sie sich für das Frauenhaus in Zukunft?

Vetsch: Ich wünsche mir ein Haus, das auch für Frauen mit körperlicher Beeinträchtigung zugänglich ist. Diese Frauen erreichen wir momentan nicht, auch, weil das Haus nicht rollstuhlgängig ist.

Iten: Ich hoffe, es wird immer genug Menschen geben, die gerne dort arbeiten ...

Bossart: ... und dass die Mitarbeiterinnen einen Stiftungsrat haben, der ihre Anliegen ernst nimmt und gut zu ihnen schaut.

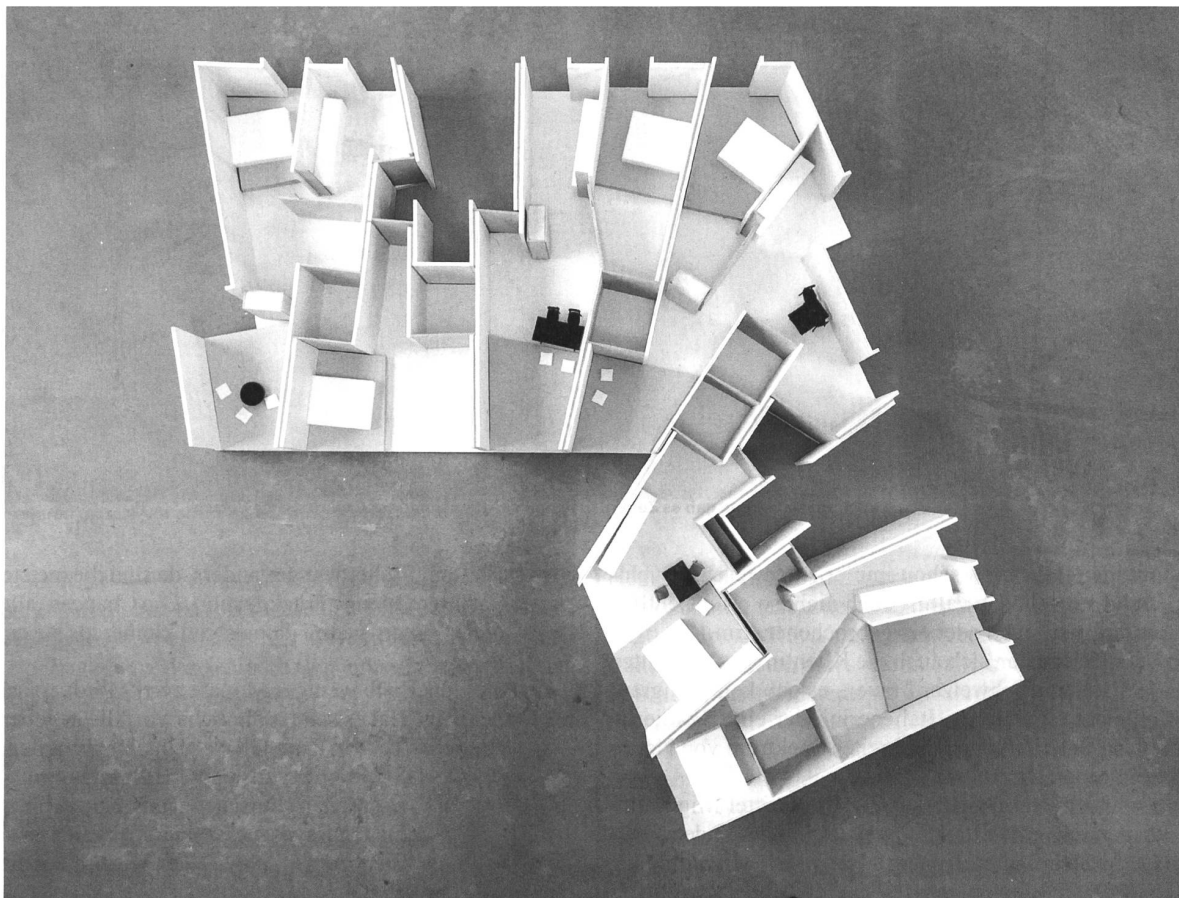
Elisabeth Bossart, 1951, Sozialarbeiterin und Mitgründerin des Frauenhauses St.Gallen. Sie war von 1989 bis 1994 Sozialarbeiterin im Frauenhaus und von 2001 bis 2015 Geschäftsführerin.

Luce Iten, 1947, Primarlehrerin und Mitgründerin des Frauenhauses St.Gallen. Sie war die erste Präsidentin des «Vereins zum Schutz misshandelter Frauen und deren Kindern» und übernahm von 1989 bis 1994 ehrenamtlich Nacht- und Wochenenddienste.

Silvia Vetsch, 1961, seit 2015 Leiterin des Frauenhauses St.Gallen. Zuvor war sie während mehr als zehn Jahren in der Opferhilfe St.Gallen und beider Appenzell und insgesamt fast vierzig Jahre in der Sozialen Arbeit tätig.

AUF DEM WEG ZUM PERFORMATIVEN HAUS

In der Stadt St.Gallen dominierten konventionelle Wohnungen, stellt die Ende Oktober publizierte Wohnraumstrategie fest. Mehr Abwechslung und mehr Fantasie sei gefragt. Doch wohin geht der Wohn-Trend? Und was bieten «erfindungsreiche» Grundrisse? Von René Hornung



Mobiles Wohnen mit Drehwänden, Stampfenbachstrasse 131, Zürich. (Bild: EMI-Architekten Zürich)

Mehr Wohnungen für die unterschiedlichen Formen des Zusammenlebens, mehr flexibel nutzbare Wohnungen, mehr Genossenschaftswohnungen – die Forderungen der Wohnraumstrategie der Stadt St.Gallen entsprechen dem Zeitgeist und sind sozial fortschrittlich. Statt sich bloss den durchschnittlichen Bedürfnissen der Wohnbevölkerung anzupassen, sollten Investoren vermehrt auf die sich ändernden Lebensumstände Rücksicht nehmen. Es brauche neue Grundrisse – und die fehlten in St.Gallen wohl auch, weil genossenschaftlicher Wohnungsbau hier wenig verbreitet ist, wird in der Wohnraumstrategie festgehalten.

Tatsächlich sind – vor allem in Zürich – die Genossenschaften und die öffentliche Hand mit ihren Architekturwettbewerben die Treiber der «erfindungsreichen» Grundrisse im Wohnungsbau. Die von der Edition Hochparterre herausgegebene *Grundrissfiel Wohnbauten (Floor Plan Manual)*, ein über 1300 Seiten dicker Wälzer, dokumentiert 600 Wohnungsgrundrisse des nicht

kommerziellen Wohnungsbaus aus 66 Zürcher Wettbewerben von 2003 bis 2020.

«Erfindungsreiche» Grundrisse zu bauen, bleibt allerdings für einen Investor in einer Region mit einer hohen Leerwohnungsziffer ein Wagnis. In der Stadt St.Gallen liegt der Leerstand bei rund drei Prozent, über 1200 Wohnungen sind auf den einschlägigen Internetportalen ausgeschrieben.

Wer will experimentieren?

In der eben erschienenen Hochparterre Publikation *Die Beschleuniger* stellt Michael Breitenmoser, Co-Leiter der Projektentwicklung beim Generalunternehmen HRS, fest, dass im Wohnungsbau unerfahrene und junge Architekturbüros oft an der Zielgruppe oder an der Wettbewerbsaufgabe vorbeiplänen würden. «Experimentelle Wohnungsgrundrisse sind häufig nicht gefordert», vor allem nicht, wenn es sich um Eigentumswohnungen handelt: «Die Menschen können sich das nicht vorstellen. Und was sie nicht ken-

nen, das kaufen sie auch nicht», so Breitenmoser über unkonventionellere Grundrisse.

Architekten zweifeln allerdings an dieser Aussage. Sie stellen fest, dass insbesondere die Architekturwettbewerbe zu überraschend neuen und unkonventionellen Vorschlägen führen, denn in Wohnungsgrundrisse werde heute viel Denkarbeit gesteckt. Und dabei komme man weg von bisherigen Trends.

Vom Klo auf der Halbetage ...

Trends im Wohnungsbau, eigentliche Rezepte, gab es allerdings schon immer. In St.Gallen kommen mit dem Bauboom ab dem Ende des 19. Jahrhunderts die Baumeisterhäuser auf, fast alle mit einem mehr oder weniger identischen Grundriss. Kaum waren die gemeinschaftlichen Toiletten aus den halben Etagen im Treppenhaus in die Wohnung selbst integriert, wurden sie überall direkt als erstes neben der Wohnungstüre platziert – als schmaler «Schlauch», mit einem kleinen Fensterchen. Etwas später wurden diese Räume dann brei-

ter und zum Badezimmer. Gleich daneben liegt die Küche. Vom Gang her zweigen die Zimmer ab, damals alle noch fast gleich gross und alle untereinander mit Türen verbunden.

In der nächsten grossen Bauwelle in St.Gallen, jener nach dem Zweiten Weltkrieg, entstehen die bekannten 1950er-Jahre Wohnblocks. Die Küchen sind weiterhin geschlossene Räume. Die Zimmer zeigen jetzt aber deutliche Grössenunterschiede. Klar ist jetzt: Hier ist das Elternschlafzimmer, dort das oder die Kinderzimmer – und Verbindungstüren gibt es keine mehr. Zur Stube gehört das aus der Fassade ragende Blumenfenster.

... über die Wohn-Essküche ...

Der aktuelle Trend ist auch schon wieder 30 Jahre alt. Die Wohnungen haben seither offene Wohn- und Essräume samt integrierter Küche. Die Fenster sind raumhoch geworden, oft findet sich eine eingezogene Loggia. Dieser Wohnungstyp wird bis heute mehrheitlich gebaut. Unabhängig vom konkreten Grundriss wurden im Laufe der Jahrzehnte die Wohnungen immer grösser. Während die Vier-Zimmerwohnung für die Durchschnittsfamilie um das Jahr 1900 mit 70 Quadratmeter bereits grosszügig war und fünf Personen darin wohnten, haben heutige Vier-Zimmerwohnungen mehr als 100 Quadratmeter.

In den Architekturwettbewerben zeigt sich allerdings eine Trendumkehr. Die Wohnungen werden wieder etwas kleiner, das ist ökonomisch und ökologisch sinnvoll. Es braucht nicht mehr jedes Schlafzimmer sein eigenes Bad und der Blick in manch ein Gästeklo zeigt, dass das eigentlich das Katzenklo ist – auch weil die Bewohnerinnen nicht noch ein Bad mehr putzen möchten.

... zu den Schaltzimmern

Auch Alternativen zu den raumhohen Fensterfronten tauchen auf. Bandfenster, wie sie die klassische Moderne kannte, finden sich in aktuellen Entwürfen. Und «Kammerwohnen» ist ein neuer Begriff: Die offenen Raumfolgen verschwinden wieder, Wohn- und Esszimmer bekommen ihre eigenen vier Wände und Türen zurück. Erker statt eingezogener Loggias werden gebaut, denn sie vermitteln ein geborgeneres Raumgefühl. Die Verbindungstüren zwischen den Zimmern werden wiederentdeckt: sie ermöglichen Nutzungsvarianten. In genossenschaftlichen Überbauungen gibt es darüber hinaus heute sogenannte Schaltzimmer, die je nach Bedürfnis von der einen oder anderen Wohnung genutzt werden können.

Der Vorteil dieser «erfindungsreichen» Grundrisse sind deren Flexibilität. Sie passen sich veränderten Lebensumständen an, etwa wenn Kinder ausziehen oder eine Patchwork-

Familie zusammenkommt. Dann sind sowohl zu grosse als auch zu kleine Räume schlecht nutzbar. Paare brauchen mit den Jahren oft ihr eigenes «Reich» in der Wohnung. Und das einstige Kinderzimmer füllt sich – wenn es noch nicht zum Homeoffice umfunktioniert wurde – im Laufe der Zeit und wird zur Abstellkammer oder zum Bügelbrettstandort samt Wäscheständer. Wer viel zu Hause kocht, ist froh, wenn nicht immer der ganze Wohn-Essbereich nach Blumenkohl riecht. Die einst gewünschten offene Raumfolge bietet plötzlich zu wenig Rückzugsmöglichkeiten.

Neben dem Trend zum Kammerwohnen zeigen sich in Wettbewerben auch Lösungen mit überhohen, eineinhalbgeschossigen Wohnräumen die ein ungewohnt grosszügiges Raumgefühl vermitteln. Selbst der Zutritt über den Laubengang – er war schon einmal in den 1930er-Jahren ein Trend – kommt wieder vor.

Drehwände, Hallen- und Clusterwohnen

Weil Wohnungen gleichzeitig auch Ateliers sein können, reagieren Architekten mit entsprechend grossen, offenen Flächen, meist im Erdgeschoss. Die Nutzung der Erdgeschosses ist sowieso zum wichtigen Thema geworden. In Überbauungen wird heute viel Wert auf gemeinschaftliche Räume gelegt: Orte, an denen man auf Nachbarn treffen kann, Platz für Geselligkeit oder Aktionen. Und auch die Erschliessung hat an Bedeutung gewonnen: Nicht mehr nur an die Autofahrerinnen und -fahrer wird gedacht, die direkt mit dem Lift aus der Wohnung in die Garage fahren, sondern auch an die Velos, für die eine leicht zu erreichende, ebenerdige Garage eingerichtet wird.

Neben diesen allgemeinen Trends gibt es auch Wohnexperimente: organische Grundrisse, deren Räume nicht mehr rechteckig sind, oder Wohnungen mit Drehwänden. Sie ermöglichen unterschiedliche Unterteilungen: vom grossen offenen Raum über die konventionellere Aufteilung in Wohn- und Schlafbereich bis zur Kammerung in einzelne Zimmer. Mit einem solchen Vorschlag mit beweglichen Holzpanelen gewann ein Zürcher Architekturbüro vor einem Jahr einen von der Stadt Zürich ausgeschriebenen Wettbewerb. Die Rede ist hier vom «performativen Haus», das die alte Idee von Schiebe-, Falt- und Drehwänden aufnimmt. Die Wohnung passt sich so unterschiedlichen Tageszeiten an, denn am Morgen wohnt man anders als am Abend. Und sie ermöglicht die Anpassung an unterschiedliche Lebenssituationen.

Andere eher experimentelle Modelle sind das Hallenwohnen, wie es in der Zürcher Überbauung Zollstrasse kurz vor der Fertigstellung steht, oder Clusterwohnungen, in denen jede Partei zum eigenen Zimmer auch

ein eigenes Bad und allenfalls eine Kochnische zur Verfügung hat, das Leben aber im Gemeinschaftsraum mit der grossen Küche stattfinden soll. Für solch experimentelle Wohnformen interessiert sich allerdings nur eine eher kleine Gruppe.

Kommt die Ganzkörper-Desinfektionsschleuse?

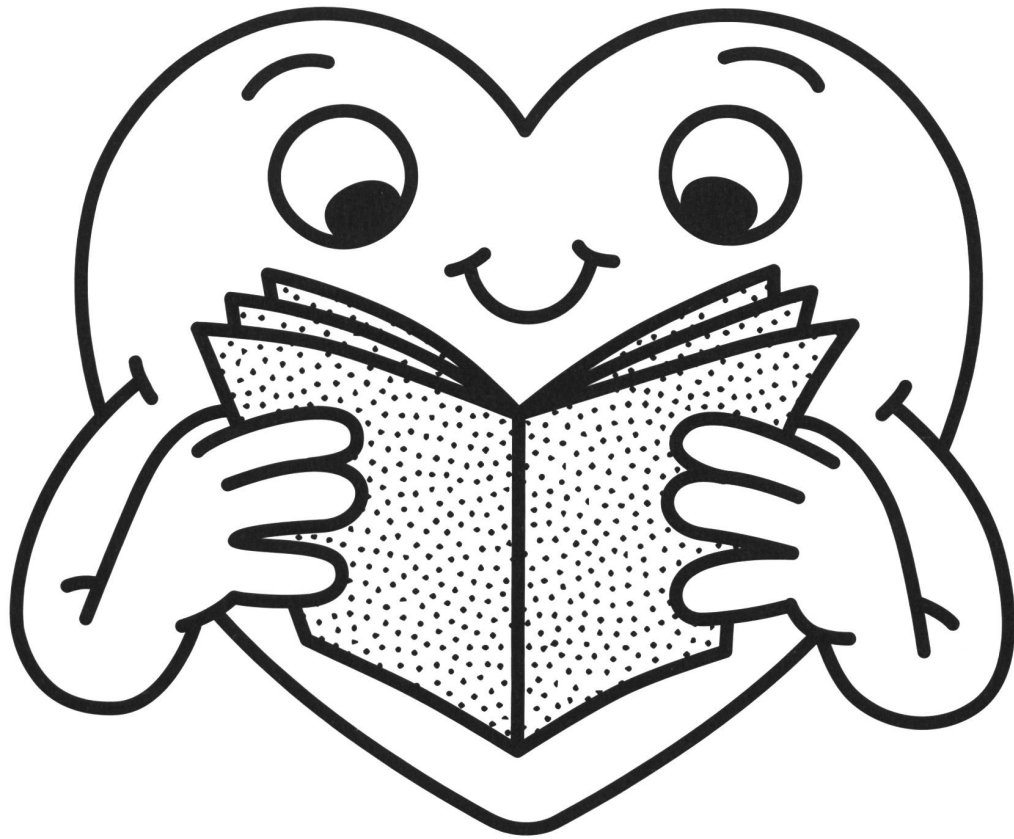
Schliesslich läuft eine Diskussion, wie Corona die Wohngrundrisse beeinflussen wird. Im Blog des Beratungsunternehmens Wüest Partner prognostiziert ein Beitrag ebenfalls wieder stark räumlich und akustisch getrennte Flächen innerhalb einer Wohnung. Die Räume würden wohl wieder deutlicher in halbprivat und privat unterteilt. In Corona-Zeiten sei ja kein fließender Übergang mehr gefragt zwischen draussen und drinnen. Gefragt sei vielmehr so etwas wie eine «Ganzkörper-Desinfektionsschleuse»: ein Ort, wo man vor oder gleich hinter der Wohnungstüre Kleidung, Schuhe und andere verunreinigte Gegenstände stehen lassen kann. Dabei wird auf Japan verwiesen, wo solche Übergangszonen bereits seit langem zum Konzept gehören.

Wohnraumstrategie St.Gallen:
Roter Teppich für die IG Ruckhalde

Die St.Galler Wohnraumstrategie, wie sie im Oktober veröffentlicht wurde, rollt der IG Ruckhalde den roten Teppich aus. Die IG setzt sich für ein genossenschaftliches, autofreies und nachhaltiges Überbauungskonzept auf dem Areal ein, das durch den Bau des Ruckhalde-Tunnels der Appenzeller Bahnen frei geworden ist. Alle Elemente, die die IG für eine Überbauung des Ruckhaldenranks vorschlägt, finden sich auch in der Wohnraumstrategie. Und zu aus der Bevölkerung heraus entstehenden Initiativen heisst es dort grundsätzlich: «Deren Möglichkeiten, ihre Vorhaben zu realisieren, scheitern oft entweder am fehlenden Zugang zu Objekten oder Arealen oder an der Finanzierung. Sie könnten mit zielgerichteter Unterstützung bei gleichzeitig hohem Eigenengagement ihre Wohnvorstellungen verwirklichen. Mit der Abgabe von Bauland zu guten Konditionen können solche Organisationsformen unterstützt werden.»

Zusätzlich zur Förderung solcher Initiativen und des genossenschaftlichen, respektive gemeinnützigen Wohnungsbaus will die Stadt einen Rahmenkredit schaffen, auch um selber Wohnungen zu bauen oder zu kaufen. In den nächsten zehn Jahren will sie ihren Bestand um zehn Prozent erhöhen. Sie will eigenes Land nicht mehr verkaufen, es nur noch im Baurecht zur Verfügung stellen. Und sie will Sanierungen fördern. Die Plattform «Wohnnetz» soll dazu Kontakte auf alle Seiten pflegen. Man will Erneuerungsprojekte unterstützen, Eigentümerinnen bei Erneuerungen beraten, mit Nachbarn koordinieren. Und die Wohnraumstrategie berücksichtigt nicht nur die finanziell schwächeren oder mittleren Bevölkerungsschichten: «Die Stadt will auch Wohnraum für Zielgruppen mit hoher Investitionsbereitschaft an Orten mit hoher Lagegunst ermöglichen.» (rh)

stadt.sg.ch/home/raum-umwelt/stadtplanung/revisionbau--und-zonenordnung/wohnraumstrategie.html



Saiten für die Liebsten

Jetzt Saiten verschenken
saiten.ch/schenken
sekretariat@saiten.ch
071 222 30 66